

DIE ZEIT.

Ein Nachruf.

Von Bernhild Vögel.

Im Spätherbst 1840 erschienen in Hamburg zwei Ausgaben einer neuen Zeitschrift, die sich „DIE ZEIT. Organ der Epigonen“ nannte. Da es damals noch keine Zeitungskioske gab, lagen die sogenannten Probenummern zusammen mit einer Subskriptionsliste in einigen Buchhandlungen aus und harteten der Abonnenten – so sicherlich auch bei Hoffmann & Campe. Julius Campe, Alleinbesitzer der Buchhandlung, war der wichtigste Verleger des „Jungen Deutschland“, d.h. von Autoren wie Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Ludolph Wienberg, deren Schriften wegen gotteslästerlicher, sitten- und staatsgefährdender Tendenzen vom Deutschen Bund verboten worden waren. Zum Verdross von Preußen und Österreich bemühten sich die Behörden der Hansestadt nicht, Campe das Handwerk zu legen.

Julius Campe gab die ZEIT nicht heraus, obwohl er mit deren Redakteur Uffo Horn gut bekannt war. Der Verleger hatte Ärger genug: Er war zwischen die Fronten seiner verfeindeten jungdeutschen Autoren geraten und musste einiges einstecken. Die Angriffe Heinrich Heines auf das Idol der liberalen Deutschen, den 1837 verstorbenen Ludwig Börne, hatten einen Sturm der Empörung ausgelöst. Man habe an der Table d'hôte eines Leipziger Hotels aus dem Börne-Buch vorgelesen, schrieb Campe im August 1840 an Heine: „Ein Schrei des Unwillens war Chor –; Laube wollte Sie vertheidigen und ward ausgelacht. So berichtete mir Dr. Uffo Horn, der in dieser Compagnie war und heute von dort hier eintraf.“ Im fernen Paris blieb Heine überzeugt, dass es nur eine Clique um Karl Gutzkow und seine – ebenfalls bei Hoffmann und Campe erscheinende – Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ war, die ihm übelwollte.



Uffo Horn

Uffo Horn und sein Mitredakteur Rudolph Mettler gewannen einen Buchdrucker als Herausgeber der ZEIT. Bevor die Zeitschrift zur Subskription ausliegen konnte, hatte sie einige Hürden zu nehmen; da war die „wohlöbliche Polizeibehörde“, die die Zeitungsmacher in finanzieller und Aufenthaltsrechtlicher Hinsicht unter die Lupe nahm: War der Herausgeber solid und liquid? Lagen gegen die ausländischen Redakteure Bedenken vor? Mettler war aus Sachsen angereist, der in Prag geborene und somit österreichische Staatsangehörige Horn war, hielt sich seit 1838 in der Hansestadt auf. Man argwöhnte, er habe die anonyme Schmähschrift „Oesterreicherischer Parnaß“, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar“ verfasst, in der einige Literaten als Spitzel der Metternich'schen Geheimpolizei enttarnt wurden, aber beweisen ließ es sich nicht. (Auch Verlag und Verlagsort waren fingiert; Campe hatte das Buch drucken lassen). Horn selbst ist im „Parnaß“ beschrieben: „...tobt und rast im Leben wie in der Poesie, Dichternatur noch in der Brause, aus welcher sich vielleicht eine schöne Form absetzen wird... trinkt gerne Bier, ist burschikos und Czeche. – Zuweilen stolz und anmaßend. – Händelmacher aus Bravour.“

Als „Czech“ trat Horn, der nur auf deutsch schrieb, auch in der ersten Nummer der ZEIT auf. Der Korrekturbogen der Zeitschrift, die die polizeiliche Zulassung erhalten hatte, landete auf dem Schreibtisch des Zensors, Dr. Hoffmann. „Ausflug nach Maria-Zell“ ist der unverfängliche Titel eines Beitrages, in dem Horn Seitenhiebe auf den österreichischen Polizeistaat und die Unterdrückung der Tschechen austeilte: „Umland blickte lange wehmütig sinnend auf das schöne Land zu seinen Füßen – und ließ dann traurig das Glas vom Auge sinken. Ich hätte ihn gerne gefragt, warum die Freiheit nicht lieber hier wohne, als in dem steinkohlendampfigen London oder dem närrischen Paris...“. Blicke diese nachträgliche Frage und manch anderes so stehen, würde sich wieder einmal der österreichische Gesandte beschweren. Zensor Hoffmann streicht; setzt aber nachträglich an einer Stelle ein „in Gottes Namen“ an den Rand. Trifft bereits zu, was Hammonia, Hamburgs Schutzgöttin, Heinrich Heine ein paar Jahre später einflüstert: „Auch die Zensur, ist nicht mehr streng / Hoffmann wird älter und milder“?

Ein Gedicht von Uffo Horn, das ohne Striche davonkommt, verweist auf den Untertitel der Zeitschrift: „Die Epigonen“.

An der Wiege der ZEIT stand 1946 die TIMES Patin. Längst vergessen war damals die Ahnfrau aus Vormärztagen. DIE ZEIT, liberales und streitbares Wochenblatt aus Hamburg, hat nach 155 Jahren wahrlich einen Nachruf im Organ ihrer "Epigonen" verdient.

schrift: „Die Epigonen“. Spätestens seit Immermanns gleichnamigem Zeitroman (1836), hatte das Wort eine abwertende Bedeutung bekommen: Die Nachgeborenen werden zu Nachahmern. Horn aber lässt unbekümmert die klassischen Epigonen, die Nachfahren der „Sieben gegen Theben“, blutige Rache nehmen für das ihren Vätern zugefügte Leid. Schwimmt Horn auf der nationalen Welle des Herbstes 1840? Eine nicht sehr ernst gemeinte französische Drohung hatte in den Staaten des deutschen Bundes eine nationale Kampf Stimmung erzeugt, die ein bis dato unbekannter Poet auf den Nenner brachte: „Sie sollen ihn nicht haben, / den freien deutschen Rhein, / ob sie wie gier'ge Raben / sich heiser danach schrei'n.“ Oder nimmt Horn Bezug auf die, auch in seinem Artikel erwähnten, nationalen Freiheitsbestrebungen der Polen, Italiener und Tschechen? Will er mit dem doppeldeutigen Epigonenbegriff spielen?

Wie auch immer, Uffo Horn kehrt Anfang 1841 nach Österreich zurück. Sein Blatt überließ er einem Bekannten, dem Redakteur der Neuen Zeitung François Wille, der den Untertitel der ZEIT, „Organ der Epigonen“, strich. Der 30jährige Wille, Sohn eines Hugenotten, der aus der französische Schweiz nach Hamburg ausgewanderte, durfte mit der Übernahme der Redaktion private und politische Absichten verbunden haben. Mit einem belletristischen Blatt ließen sich die Kontakte zur Schriftstellerin Eliza Sloman intensivieren. Die bereits 32jährige unverheiratete „Elise“ war schön, empfindsam und entstammte einer reichen deutsch-englischen Reederfamilie. Der verliebte Wille druckte nicht nur alle möglichen Poeme von Eliza Sloman ab, er veröffentlichte auch seinen Herzschmerz mit Versen wie: „Noch muß ich alle Tage gehen, / vorbei am wohlbekannten Haus, / und auf nach deinen Fenstern sehen, / ob du vielleicht nicht schaust heraus“ oder: „Denn, wenn vor Liebe, Lust und Zagen / sich meine Wangen fast entfärben, / möcht leis' und zitternd ich Dich fragen: / 'Fühlst Du jetzt Gott? O laß uns sterben!“ Nicht nur die Vermögensunterschiede waren der Grund, dass Wille der Schönen nicht näher treten durfte, sie selbst gestand später: „Dass François Wille nicht zum Familienleben passe, darin stimmten seine Freunde wie seine Feinde überein.“

Seine Studienjahre hatten Wille tief „geprägt“. Eliza schreibt, nicht ohne ironischen Unterton: „Nach seinem Temperament war es ihm Bedürfnis, sich mit seiner Person einzusetzen. Rücksichtslose Worte mußte er bezahlen und, selbst ungeliebt in den Waffen, hat er gern gegen überlegene Gegner sein Kaltblut auf die Probe gestellt.“

Das etwas verunstaltete Gesicht Willes reizte auch Heine zum Spötteln: „Da war der Wille, dessen Gesicht / Ein Stammbeuch, worin mit Hieben / Die akademischen Feinde sich / Recht leserlich eingeschrieben.“



François Wille, Lithographie um 1840

Anekdoten aus seiner Studentenzeit gab Wille gern zum Besten: Als er zusammen mit Otto von Bismarck und anderen 1833 die Universität Göttingen verlassen musste, forderte Universitätsbibliothekar Jacob Grimm die Rückgabe von Büchern; jedoch hatte keiner der Haudegen ein Buch entliehen. Erst in einer dänischen Festung, wo er als Sekundant eines tödlich ausgegangenen Duellens eintraf, fand der wilde François die Ruhe zum Studieren. Unter der Anleitung des Jungdeutschen Ludolph Wienberg (Verfasser der „Ästhetischen Feldzüge“) übte sich Wille ab 1836 bei der Hamburgischen Neuen Zeitung im Federkrieg.

Dass der streitbare Wille in Sentiment und – ungewollt komische – Verse verfiel, war nichts Außergewöhnliches. Die Männer des aufstrebenden Bürgertums kultivierten ihre Empfindsamkeit und scheuten dabei auch die Öffentlichkeit nicht. Neigungsehe war das Schlagwort: Weg mit Stan-

desdenken, Aristokratendünkel und konfessionellen Schranken. Und manch jungdeutsch Bewegter propagierte und praktizierte die freie Liebe.

Auch fühlte jeder Schreibende damals die Berufung zum deutschen Dichter in sich, verpflichtete doch das Erbe der deutschen Klassik und Romantik zu Höherem. Das Gros dieser Epigonen blieb freilich im Epigonalen stecken. Dachte Wille 1841 daran, nicht nur journalistisch, sondern auch literarisch mit Karl Gutzkow in Konkurrenz zu treten? Klugerweise hat er es dann bleiben lassen. Gutzkow, dessen Roman Wally („Auf weißem Zelter sprengte im sonnengolddurchwirkten Walde Wally...“) 1835 als erstes jungdeutsches Buch verboten worden war, hatte sich der dramatischen Dichtung zugewandt.

Wille schätzte Gutzkow nicht; als Redakteur eines literarischen Blatt konnte er es mit dem Kontrahenten und seiner Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ aufzunehmen. Die redaktionelle Tätigkeit bei der Neuen Zeitung, einer politischen Tageszeitung, bot hierzu wenig Raum und war eingeschränkt durch vielfältige Rücksichtnahmen; möglicherweise schon Anfang des Jahres bestehende Auseinandersetzungen mit dem Herausgeber William Fischer führten dazu, dass Wille im Sommer 1841 die Redaktion der Neuen Zeitung vorübergehend aufgab. In der ZEIT konnte er selbständig schalten und walten; als der erste Herausgeber nach einem halben Jahr aufgab, fand sich schnell ein neuer, und Anfang 1842 verlegte Wille das Blatt dann selbst.

Worüber wir nicht schreiben dürfen, darüber werden wir schweigen. Dieses Schweigen wird beredt sein“, stimmte Wille die Leser sinngemäß auf sein neues Redaktionskonzept ein. Anfang Februar 1841 berichtete ein Hamburger Korrespondent der Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“: „Die erste Nummer der neuen Redaktion, oder Nr. 3... ist, nachdem sie drei Wochen in Geburtswehen gelegen – ein trauriges Zeichen der Zeit! – endlich beschnitten erschienen.“ Internas folgten – der Korrespondent Lüders musste es wissen; er war Mitarbeiter der ZEIT. Nur in dieser Nummer gelang es Wille, über Geschehnisse in Hamburg zu berichten; Zeitschriften, die kein „Privileg“ besaßen und nicht die hohen Stempelgebühren entrichten konnten, also nur den Status eines literarischen Blattes hatten, durften keine Berichte über politische, nicht einmal über kommunale Ereignisse bringen. Nur Theaterberichte waren erlaubt; die aber interessierten Wille, dem es um die Qualität der Stücke ging, nicht; er besprach die Hebbel'sche „Judith“ nach dem Manuskript. Einige Monate lang berichtete Lüders in der „Eleganten“ über die Zensurschwierigkeiten in Hamburg. Da musste eine Artikelreihe in der „ZEIT“ nach Intervention des mecklenburgischen Konsuls abgebrochen werden, da gab es eine neue Anweisung des Senats, der Zensor habe alle Bibelsprüche in profanen Journalen zu streichen. Lüders Korrespondenzen passierten die nachlässige Leipziger Zensur, die „Elegante“ erreichte ihre Hamburger Abonnenten und lag im Alster-Pavillon und anderen Restaurationen aus. So war der hamburgische Zensor vorübergehend trübselig ausgeschaltet. Mit einem Verbot der „Eleganten“ in Hamburg hätten sich Senat und Zensurbehörde lächerlich gemacht, sie hatten andere Möglichkeiten – Druck auf die Redakteure, notfalls Beschwerden bei der sächsischen Regierung –, um die Veröffentlichung von Zensurstrichen und Zensuranweisungen zu stoppen.

DIE ZEIT selbst ließ ihre Leser – möglicherweise bis zu deren Überdruß – an den Auseinandersetzungen mit der Zensur teilhaben. „Lückenbüßer“ hatte damals jede Redaktion in petto, damit es über Zensurquerelen nicht zu Druckverzögerungen kam. In der ZEIT waren sie als solche ausdrücklich benannt. Eine unbedruckte Seite (immerhin war das Blatt nur 8 Seiten stark) oder Hinweise wie: „Hindernisse, deren Beseitigung außer der Macht der Redaktion und des Herausgebers lag, haben die Ausgabe dieses Blattes verspätet“, zeugten nicht selten vom Wirken des Zensors. In manch einer Woche erschien die ZEIT überhaupt nicht; Ende 1841 waren erst 45 Nummern des Jahrgangs ausgeliefert.

Wille versuchte, DIE ZEIT zu einem Organ zu machen, in dem, wenn auch unter aufgezwung-

nem Verzicht auf Tagespolitik, die großen Fragen der Zeit besprochen werden konnten. Diese waren vorrangig das deutsch-französische Verhältnis und die ersehnte Einheit Deutschlands, eines Deutschlands, in dem Freiheit der Meinungsäußerung und rechtsstaatliche Verhältnisse herrschten. Schon beschleunigte Dampfkraft die Druckpressen, schon übermittelte der optische Telegraph Nachrichten und die ersten Eisenbahnen versetzten Arm und Reich in einen Geschwindigkeitsrausch.

Doch wo sollte sich der industrielle und soziale Fortschritt im Deutschen Bund verbreiten, in diesem Gebilde aus über drei dutzend Staaten mit unterschiedlichen Währungs-, Rechts- und Staatsformen? In zig Königreichen und winzigen Fürstentümern, in denen Monarchen selbstherrlich regierten? Nur in einem einheitlichen deutschen Staat war Recht und Freiheit denkbar, darüber waren sich alle Freisinnigen einig: der „deutsche Michel“ musste sich endlich von seinem Biedermeiersofa erheben, das Pariser Modeblatt beiseite legen, über sein „Krähwinkel“ hinausschauen und nationales Denken lernen. Das Nationalgefühl, das sich angesichts der von Frankreich gestellten Rheinfrage 1840 erhoben hatte, war bald in dumpfem Biertisch-Gegröle versackt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ An den Ufern des deutschen Rheines herrschte keine Freiheit.

„Wie mögt ihr ein idyllisches Lied, das zuerst beim Klappern der Theelöffel in Soirées, und am Hofe von einer königlichen Kammerdame und zuletzt zur Drehorgel gesungen worden, mit der Marseillaise vergleichen ..., mit der Tausende in den Tod gingen und Freiheit und Vaterland gegen das verbündete alte Europa retteten?“ – fragte Wille in der ZEIT.



Eliza Sloman, Gemälde 1840

Die Deutschen haben zusammenzustehen und notfalls die französischen Annektionsgelüste mit Waffengewalt entgegenzutreten; darin sind sich die Liberalen mit den „Franzosenfressern“ einig; ihre Utopie aber ist, wie der in Paris lebende deutsche Flüchtling Jakob Venedey in der ZEIT ausführte, die gute Nachbarschaft zweier starker Partner: „Frankreich und Deutschland sind natürliche Bundesgenossen.“

Nationaler Enthusiasmus (Venedey: Deutschland sei zum „Vorkämpfer der Menschheit“ berufen; Herwegh in seinem Gedicht „Die deutsche Flotte“: „sei Du der Welt Erneuerer“) läßt sich in der ZEIT ebenso finden wie entschiedene Warnungen davor: „Es muß nicht heißen 'erst norddeutsch', oder 'erst süddeutsch' und dann liberal, auch nicht 'deutsch und dann liberal', sondern die Liebe zur Freiheit muß Allem vorausgehen, jedem Volksthum, jeder Religion.“ (Theodor Mundt)

Eine so notwendige Diskussion über das Dilemma der Liberalen kam nicht zustande, denn die meisten Artikel waren keine Originalbeiträge. Als verantwortlicher Redakteur einer Tageszeitung konnte Wille seinem Wochenblatt wenig Zeit widmen; zudem hatten bereits veröffentlichte Beiträge den Vorteil, dass der Zensor auf das „imprimatur“, die Druckgenehmigung einer anderen Zensurbehörde, verwiesen werden konnte.

Es dürften gerade auch die von Wille und Lüders verfassten Artikel gewesen sein, die der Zensur gänzlich zum Opfer fielen. So kam Anfang Oktober 1841 der badische Liberale und Rechtsgelehrte Karl Theodor Welcker, Symbolfigur für den Kampf um Pressefreiheit, nach Hamburg. Eine „unübersehbare Menschenmenge“ (so Lüders in der „Eleganten“) hatte sich vor Welckers Hotel am Jungfernstieg versammelt. Ein Sängerchor stimmte ein Lied an – Melodie nach Haydn's „Gott erhalte Franz den Kaiser“ –; der Text war sechs Wochen zuvor dem Breslauer Professor Hoffmann (genannt von Fallersleben) auf Helgoland aus der Feder geflossen: „Deutschland, Deutschland über alles...“. Nach dieser „Uraufführung“ hielt Dr. Wille eine kurze Ansprache: „In der Gesinnung dieses Liedes der Deutschen, das wir soeben gesungen, und das dadurch, daß es bei dieser schönen Veranlassung zuerst gesungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle deutschen Lande tragen wird, sei hier dem heldenmütigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, insbesondere für Preßfreiheit, dem badischen Ständedeputierten Welcker, als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und Tat ein dreifaches Hoch gebracht.“

In Anwesenheit des Autors Hoffmann überreichte Wille dem Gefeierten ein druckfrisches Exemplar des Deutschlandliedes. DIE ZEIT erscheint zum nächsten Termin nicht; in der darauffolgenden Woche gibt es einen spöttischen, aber im Allgemeinen fallenden Artikel „Censur“.

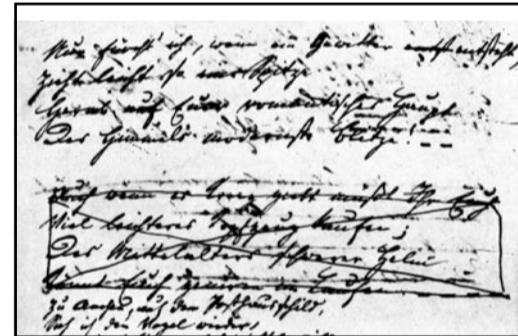
Hoffmann von Fallersleben hielt sich noch einige Zeit in Hamburg auf, um mit seinem Verleger Campe Druck- und Honorarfragen des zweiten Teil seiner „Unpolitischen Lieder“ zu besprechen. „Ich verkehrte viel mit François Wille“, schrieb er in seinen Erinnerungen. „Er hatte als Herausgeber der Neuen Zeitung dieselbe auf einem Blatte aller Freisinnigen gemacht, besonders der verfassungstreuen Hannoveraner. Er vereinigte viel Geist mit vieler Sinnlichkeit, erstes männliches Streben mit jugendlichem Leichtsinne. Er war lebendig und rasch in seinem ganzen Wesen, witzig und

ergötzlich im Erzählen, rücksichtslos gegen Ansichten und Lebensverhältnisse Anderer, zumal wo ihm Philisterei, Dünkel und Engherzigkeit entgegengetreten oder wo er niederträchtige Gesinnung gewahrte. In vertrauten Kreisen pflegte er gerne burschikos und renommtisch zu sein, wenn er auf seine Studentengeschichten und Junggesellenabenteuer zu sprechen kam... Er mochte sein wie er wollte, er war immer ein interessanter Gesellschafter und tüchtiger Publicist.“ Hoffmann überließ Wille einige „unpolitische“ Gedichte zum Vorabdruck in der ZEIT. Darunter war auch die „Syracusaïse“, eine Persiflage auf die österreichische Kaiserhymne: „Gott erhalte den Tyrannen, den Tyrannen Dionys.“

Die „Unpolitischen Lieder“ wurden sofort nach Erscheinen in Breslau konfisziert, Hoffmann verlor seine Professur und noch 1841 wurden sämtliche Druckerzeugnisse von Hoffmann und Campe in Preußen verboten. DIE ZEIT war nicht das Organ, in dem Wille seinen bedrängten Freunden publizistisch beistehen konnte. Er lieferte im Januar 1842 noch vier Nummern des alten Jahrganges nach und versprach den Lesern ein regelmäßigeres Erscheinen. Dann verschwand DIE ZEIT sang- und klanglos aus dem Blätterwald. Ob Wille, wie er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen schreibt, DIE ZEIT mit der Neuen Zeitung zusammenlegte oder ob sie an Abonnentenschwund einging, sei dahingestellt.

François Wille, der so vehement um „Preßfreiheit“ kämpfte, hatte keine Bedenken, notfalls selbst zur „Zensurschere“ zu greifen. Die Empörung über den Börne-Verunglimpf Heine, der sich gerade in Paris mit einem Herrn Strauß duelliert hatte, war im Sommer 1841 wieder hochgekocht. Campe konnte dem Dichter nichts Erfreuliches berichten, außer dass der Redakteur der Neuen Zeitung, Wille, in einem Korrespondenzbericht zur Straußaffäre „sehr mit Rothstift gestrichen und gewirthschaftet“ habe. Wille war seit Gymnasialzeiten ein Verfechter Heines und blieb es trotz der Skandale. Als Heine 1843 Hamburg besuchte, machte ihn Campe mit Wille bekannt.

Ein Jahr später kam Heine ein letztes Mal in die Hansestadt, er hatte Druckkreises dabei: „Deutschland – ein Wintermärchen“, politischer Zündstoff. Campe fürchtete, es würde einen noch viel größeren Skandal hervorrufen als das Börne-Buch, und wollte es nicht drucken. „Heine war in heller Verzweiflung als er mir diese Einwendungen Campes mittheilte“, berichtet Wille. „Nach ein paar Tagen kam er indes etwas beruhigter zu mir: 'ich bin – sagte er – mit Campe darüber eins geworden, daß Sie entscheiden sollen, ob man den Druck wagen soll und daß, was Sie streichen, wegbleibt.“ Während der neugekürrte Zensor das Manuskript las, wartete Heine nervös im Nebenzimmer. Dann erklärte Wille: „Ich freue mich über Sie, über die Welt, über mich, daß Sie das prächtigste tolle Ding gemacht, daß ich es zuerst genossen, und daß es zur Welt gekommen ist. Aber einige Verse müssen notwendig weg, nicht aus Rücksicht auf Thron und Altar, um die wir uns nicht zu scheeren haben, sondern in Ihrem Interesse und des Gedichts wegen.“ Heine



Manuskript „Deutschland - ein Wintermärchen“

willigte ein, hier einen Vers zu streichen, dort ein böses Wort abzumildern.

Dann machten die beiden sich auf zum Zensor Hoffmann. Das war nicht nötig gewesen, denn das Wintermärchen sollte zusammen mit den Neuen Gedichten in einem Umfang von 21 Druckbogen erscheinen. Schriften über 20 Bögen unterlagen nicht der Vorzensur, die Auflage hätte aber nach dem Erscheinen beschlagnahmt werden können; es empfahl sich also eine Vorbesprechung beim Zensor.

„Die Schere klirrt in seiner Hand, / Es rückt der wilde Geselle / Dir auf den Leib - Er schneidet ins Fleisch - / Es war die beste Stelle.“

So schlimm wurde es nicht; Spott und Hohn über seine Tätigkeit war Hoffmann gewohnt. Die Streichungen, die Hoffmann zur Bedingung stellte, nahmen dem Werk nicht seine Brisanz. Wille verfolgte die Wortgeplänkel zwischen Zensor und Dichter – sie „erheiterten und zerstreuten“ ihn, wie er tags darauf Heine mitteilt, „vortrefflich“. Das Wintermärchen erscheint, die Preußische Regierung tobte, der Hamburger Senat beschwichigt, Hoffmann erhält eine halbherzige Rüge. Die Zeiten haben begonnen, sich zu ändern.

1848 erlebt die Preßfreiheit eine kurze Blütezeit; Wille, der aktiv mitgewirkt hatte, sie zu erringen, emigriert 1851 mit seiner Frau Eliza (denn er hat sie 1845 doch noch gekriegt) in die Schweiz. Am Zürichsee führen die beiden ein gastfreundliches Haus, in dem politische Flüchtlinge aus Deutschland ebenso verkehren wie Schweizer Literaten. „Was soll aus Deutschland werden?“, über diese Frage wird im Hause Wille viel und kontrovers gestritten.

Und es kommen Zeiten, wo François Wille fuchsteufelswild wird, wenn ein kritisches Wort über seinen ehemaligen Kommilitonen Bismarck fällt, der nun vom einst so verhassten Preußen aus die Einheit Deutschlands erzwingt. Aber das wäre eine eigene Geschichte.